

Schiller-Feier des Gymnasiums zu Neuß

am 10. November 1859.

Aus welchen Gründen und in welcher Weise höhere Lehranstalten sich an den Festlichkeiten zu betheiligen hätten, womit das ganze gebildete Deutschland seinen Lieblingsdichter bei der Jubelfeier seiner Geburt zu ehren und zu verherrlichen sich anschickte: darüber konnte bei den Rheinpreussischen Gymnasien kein Zweifel mehr obwalten, nachdem denselben die Ansicht der vorgesetzten Staatsbehörde in Betreff dieses Punktes kund geworden. Es war dies durch ein Rescript des Königlichen Provinzial-Schul-Collegiums geschehen, welches, zunächst, als Erwiederung auf eine diesjährige Vorstellung, an das Comité für die Schillerfeier in einer der größeren Rheinischen Städte unterm 19. Oktober gerichtet, gleichzeitig in Abschrift den Direktionen sämtlicher Rheinischen Gymnasien zur Kenntnissnahme zuzug. Die Behörde erklärt hierin, daß es ihrerseits „einem Bedenken nicht unterliegt, wenn an der dort beabsichtigten Feier des diesjährigen Geburtstags Schiller's auch das Gymnasium, namentlich die oberen Klassen, durch Gesang und Recitation, sowie durch Vorträge einzelner Lehrer sich in würdiger und einfacher Weise thätig betheiligt, da es nur erfreulich sein kann, wenn die Jugend sich festlich an den Mann erinnert, welcher seinen Beruf, sittlichen Ernst und edleres Streben in die Geister zu pflanzen, in segensreicher Weise erfüllt hat.“ Es sei dies indessen dem freien Entschlusse der Anstalt selbst zu überlassen.

Am hiesigen Orte war anderweit ein Anlaß zu einer öffentlichen Feier dieses Tages, woran das Gymnasium sich hätte betheiligen können, nicht gegeben. Eine Festlichkeit, welche der Männergesang-Verein zur Verherrlichung des Tages veranstaltete, war bloß für einen engeren Kreis berechnet, und überhaupt nicht in der Weise angelegt, daß dabei dem besonderen Bedürfnisse der Schuljugend sich hätte entsprechen lassen. Mit um so größerer Freude nahm daher das Lehrer-Collegium den vorstehenden Gelass der vorgesetzten Behörde auf, indem dadurch einerseits einer von ihm selber bereits gehegten Absicht eine bestimmte Richtung gegeben, andererseits die Anstalt in die Lage versetzt wurde, ohne weiteres Bedenken, ihrem auf die Pflege des Geistes gerichteten Wesen entsprechend, für die hiesige Stadt auch der Mittelpunkt, gleichsam die Arena, zu werden, wo die Freunde und Förderer einer gediegenen Geistesbildung, im Vereine mit den zu gleichem Sinnen und Streben Heranzubildenden, einem Gegenstande ihrer gemeinsamen Bewunderung und Verehrung ihre Huldigung darbringen könnten. Verehren des Dichters und Freunden der Schule durfte die Anstalt erwarten damit einen erwünschten Genuß zu bereiten. Dem Schulfeste aber in solcher Weise den Charakter der Oeffentlichkeit zu verleihen, entschloß sich das Lehrer-Collegium um so lieber, als überhaupt jedes derartige Vordieffentlichkeitstreten, jede bei geeigneter Gelegenheit eintretende Schaustellung dessen, was die Anstalt Edles erstrebt und was sie ihre Zöglinge Gutes zu leisten befähigt, in gleichem Maaße den Zöglingen zu einer Aufmunterung dient, wie der Anstalt im Ganzen, durch die persönliche Wechselbeziehung, welche dabei zwischen der Schule und ihren Pflegern und Gönnern eintritt, zum Frommen gereicht. An einem Vorrathe für die Feier geeigneter Gesang- und

Deklamationsstücke konnte es der Anstalt nicht fehlen. Es bedurfte nur einer sorgfamen Auswahl des Geeignetesten unter einer Menge bereits eingeübter Dichtungen und Gesänge, sowie einer passenden Anordnung des Ganzen. Daß die getroffene Auswahl und Anordnung, wie solche das weiterhin folgende Programm der Feier übersichtlich darstellt, eine dem Zwecke entsprechende gewesen, dafür darf den Anordnern des Festes als ein genügender Beweis der ungetheilte Beifall gelten, womit der zahlreiche auserlesene Zuhörerkreis die Vorträge aufnahm. Noch als auf eine besondere Anerkennung aber und Genugthuung für ihre auf diese Festlichkeit verwendete Bemühung darf die Anstalt darauf hinweisen, daß das Gymnasial-Curatorium bereitwilligst der Direktion die Mittel zur Verfügung stellte, um eine der Zahl der Schüler, welche Vorträge gehalten oder Sologefänge vorgetragen hatten, entsprechende Anzahl von Exemplaren der besten Dichtungen Schiller's anzukaufen und durch deren Widmung den thätig bei der Feier Theiligten eine bleibende Erinnerung an das schöne Fest zu gewähren.

Von einer mit solcher Theilnahme aufgenommenen Festfeier darf es der Anstalt wohl gestattet sein, in ihren Annalen einen ausführlicheren Bericht niederzulegen. So ist es denn für angemessen befunden worden, an dieser Stelle, wo sonst eine wissenschaftliche Abhandlung von dem Streben und Wirken der Lehrer Zeugniß ablegt, durch die vorliegende Darstellung eine dauernde Erinnerung zu begründen an ein Ereigniß, wobei sich thatsächlich, und, wenn auch nur im beschränkten Sinne, im Lichte der Oeffentlichkeit, Angesichts eines competenten Hörerkreises, eine der edleren Seiten des die Gesamtheit, Lernende wie Lehrende, beselenden Geistes bekundet hat. Den thätig Mitwirkenden, ebenso wie denen, welche nur durch ihre freudige Theilnahme zur Erhöhung der Feier beigetragen, kann die Erinnerung sicherlich nur eine angenehme sein. Aber auch für Fernstehende, ja auch für Manche der Anstalt bis jetzt mehr oder minder Fremdgebliebene, zumal solche, welche, — von dem Vorurtheile befangen, als ob die Jugendbildung in allen ihren Zweigen nur das praktisch Nützliche, das zur unmittelbaren Verwendung im Leben Dienliche, umfassen müsse, — Zweck und Ziel der Gymnasien überhaupt nicht richtig zu würdigen vermögen, wird es nicht ohne Interesse, und bei Letzteren vielleicht auch zur Berichtigung irriger Vorstellungen dienlich sein, wenn sie aus dem hier Mitgetheilten, gleichsam wie aus einer Probe, den Geist wahrnehmen, der bei den Bestrebungen der Anstalt vorherrscht, entnehmen, wie und mit welchen Mitteln die Anstalt bei Erfüllung ihres Berufes zu Werke geht: wie das Gymnasium, wenn es zunächst auch und zumeist die geistigen Kräfte seiner Jüglinge für das Studium abgestorbener Sprachen, für die Erkenntniß einer verschwundenen Welt in Anspruch nimmt, diese Beschäftigung mit dem Alterthum, mit dem griechischen und römischen Heidenthum, doch keineswegs als seinen eigentlichen Zweck verfolgt; daß vielmehr die Gymnastik des Geistes, die hier geübt wird, das Erfassen fremder Sprachen, und zwar der ausgebildetesten unter denselben, das Ergründen der Denk- und Darstellungsweise der geistig und sittlich hervorragendsten unter den Denkern und Dichtern jener fernen Zeiträume, kurz das Versenken des Geistes und Gemüthes in entschundene Größe und Herrlichkeit, nur als ein Mittel dient, und als das durch die Erfahrung von Jahrhunderten als das beste erprobte Mittel festgehalten wird, um dem Geiste der Jugend die gehörige Richtung, ihrem Gemüthe die erspriesslichste Nahrung zu verleihen, damit sie nach Golem auf tüchtige Weise streben lerne, damit sie befähigt werde, auch das Edle und Große, was die Gegenwart in Wort und That darbietet, richtig zu fassen und mit Leichtigkeit zu sondern von dem Niedrigen und Gemeinen.

Was anerkanntermaaßen der Kern des Strebens bei dem Manne war, auf dessen erspriessliches Wirken für die Gegenwart und für alle Zukunft seines Volkes die studierende Jugend hinzuweisen der Hauptzweck dieser Schulfeier sein mußte, die Richtung auf das Ideal, ergibt sich so in gewissem Sinne auch als der innerste Kern aller echten Jugendbildung. Diesen nahrhaften und süßen Kern zu gewinnen, bedarf es aber eines mühevollen Strebens, bedarf es, so zu sagen, eines langen und oftmals bitteren Nagens an der harten und herben Rinde. Denn im geistigen wie im sittlichen Streben gilt immerdar, bei Christgläubigen nicht minder wie bei jedem aufrichtigen Gottesbekenntnisse, was der heidnische Dichter als eine Grundlage des Glückes mit den Worten bezeichnet: *πόνον πωλοῦσι πάντα τὰγάθ' οἱ θεοί.* „Alles Bittere wird zum süßen Trank der Lippe des Weisen“; wie dasselbe, mit etwas verschiedener Beziehung, der christliche Dichter ausdrückt (Balde, nach Herder's Uebersetzung, in „Lebensregeln an einen

Jüngling"). — Ein leichtes und spielendes Lernen paßt nur für die Kinderschule, für das Lebensalter, wo der Geist noch einer kräftigen Nahrung gar nicht gewohnt ist. Was der große Redner und Staatslenker, einer genußliebenden und eigensüchtigen, nur auf den augenblicklichen Nutzen bedachten, Menge gegenüber, als unantastbaren Grundsatz der Staatenbeglückung, als die durch Vernunft gebotene und durch Erfahrung bestätigte Norm für die Ordner und Leiter des staatlichen Vereins, wie für die Gesamtheit der im geselligen Wirken auf gegenseitige Hülfsleistung Angewiesenen ausspricht: τὰ βέλτιστα καὶ τὰ σωσώτα τῶν ἁγίων καὶ τῶν ἰδίων προαιετέον (Demosth. Phil. 2, 5.) „Dem Guten und Heilbringenden gebührt überall der Vorzug vor dem Leichten und Angenehmen“: das gilt auch von der Jugendbildung, das muß nothwendig auch bei der Erziehung und dem Unterricht der Jugend zur Anwendung kommen, ohne Rücksicht auf die Einreden Solcher, die da meinen, nur das für den nächsten Gebrauch Dienliche sei auch das Nützliche, und es sei das um so vortheilhafter, mit je weniger Anstrengung man in dessen Besitz gelange.

Programm der Vorträge.

I.

1. Gesang: Integer vitae. Ode des Horaz, Composition von Fr. Ferd. Flemming.
2. Ansprache des Direktors.
3. „Die Worte des Glaubens“ von Schiller (1797), vorgetragen von Wern. Schmitz (II b).
4. „Die Theilung der Erde“, Allegorie von Schiller (1796), vorgetragen von Carl Schmitz (IV).
5. „Die Sängler der Vorwelt“, Glegie von Schiller (1795), vorgetragen von Bündgens (I).
6. „Deutschlands Beruf“, Ode von Fr. L. von Stolberg (1815), vorgetragen von Ursey (I).
7. „Der Grenzstein“, Ode von Klopstock (1782), vorgetragen von Const. Schmitz (I).
8. „Graf Eberhard der Greiner von Württemberg“, Kriegeslied von Schiller, vortr. v. Jak. Gßer (III).
9. „Die Kraniche des Ibycus“, Ballade von Schiller (1797), vorgetragen von Mathieu (II b).
10. „Der Graf von Habsburg“, Romanze von Schiller (1803), vorgetragen von Hellersberg (III).
11. Vortrag des Oberprimaners Bartmann: „In wiefern macht sich der Dichter um sein Vaterland verdient, und wie hat Schiller dies gethan?“
12. Gesang: Vaterlandslied.

II.

1. Gesang: „Die Ehre Gottes aus der Natur“, Dichtung von Gellert; Composition von L. van Beethoven.
2. „Die Macht des Gefanges“, Hymne von Schiller (1795), vorgetragen von Passen (I).
3. „Das verschleierte Bild zu Saïs“, Parabel von Schiller (1795), vorgetragen von Schrick (I).
4. „Das Lied von der Glocke“ von Schiller, vorgetragen von Blumberger, Frewein, Bremer, Sommer, Dahmen, Lowarß (II a).
5. „Epilog zu Schiller's Glocke“ von Göthe (1815), vorgetragen von Plenkens (I).
6. Festrede, gehalten von Herrn Oberlehrer Hemmerling.
7. Gesang: Chor aus der „Macht des Gefanges“ von Schiller; Composition von Andr. Romberg.

Ansprache des Direktors zur Eröffnung der Feier.

Eine Feier zum Gheingedächtnisse eines großen Dichters möchte wohl an einer Jugendbildungs-Anstalt, welche, wie die unsrige, als einen ihrer wesentlichen Zielpunkte Hebung und Pflege des sittlich-religiösen Geistes, Erziehung zur Humanität auf dem Grunde ächter Religiosität, hat, am zweckmäßigsten eingeleitet werden mit einer Hinweisung auf den Zusammenhang, in dem alle Kunst, und insbesondere auch die Poesie, als die Kunst der Sprache in ihrer höchsten Blüthe, mit der Religion steht. Ja, ver-

ehrte Anwesende, Alles, was mit diesem Grundtone unseres Erziehungsgeschäftes nicht im Einklange steht, haben wir, die Lehrer dieser Anstalt, die heilige Pflicht, den Augen und Ohren unserer Zöglinge zu entzücken; am wenigsten dürften wir Solches als einen Gegenstand der Bewunderung und Verehrung ihnen vorhalten. Und doch, in der That, des Unlauteren, des Verfänglichen für das noch ungeriefte Urtheil, für die noch ungeriefte Phantasie der Jugend, gibt es so gar Mancherlei selbst in den Scheiften der gepriesensten und in vielen Beziehungen höchst preiswürdigen Dichter und Denker, daß es in der That sehr großer Behutsamkeit bedarf, um in diesem Betrachte der Pflicht zu genügen. Aber um des Mißbrauches willen, der sich von einer Sache machen läßt, um der Mängel willen, womit dieses und jenes Gebilde der Kunst behaftet ist, muß doch eine Sache, wenn sie an sich gut ist, nicht außer Gebrauch gesetzt, muß die Kunst überhaupt nicht gering geschätzt, nicht verächtlich bei Seite gesetzt werden. Nein, die Kunst überhaupt, und insbesondere auch die Dichtkunst, dürfen wir, theure Zöglinge, Euch bei jeder Gelegenheit als etwas Geles vorhalten, dürfen für deren klassische Werke Eure Theilnahme in Anspruch nehmen, dürfen, ja müssen Euch, je weiter Ihr an Alter und Kenntnissen vorrückt, ein immer ernsteres und eindringlicheres Studium derselben anempfehlen. Denn des wahren Künstlers gediegene, als klassisch, als in ihrer Gattung muster-giltig anzuerkennende Werke stehen, wie alle ächte Kunst selbst, auf dem Fundamente der Religion, auf dem Grunde eines wahren und innigen Gottesbewußtseins, des Bewußtseins, daß die höchsten Ideale der Forschung und Dichtung, das ewig Wahre, das höchste Gute und das höchste Schöne, mit menschlichen Kräften nimmer zu erreichen sind, daß der Mensch weder mit seiner Vernunft noch mit seiner Einbildungskraft die Wahrheit je vollkommen zu erfassen, die Schönheit je in ihrer vollen Pracht darzustellen im Stande ist, daß auch der begabteste Geist nach diesen Idealen nur streben kann, daß er in allem seinem Streben der Hebung seiner natürlichen Kräfte durch eine höhere Macht bedarf, und daß bei diesem Streben seiner Vernunft und seiner Einbildungskraft gewisse Schranken gezogen sind, die er einhalten, innerhalb deren er sich mäßigen muß, wenn nicht sein Gebilde das Gegentheil von dem, was wir wahrhaft schön und edel nennen, werden soll; oder wie es unser Dichter selber ausdrückt:

„Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,

„So lange er wähnt, daß dem irdischen Verstand

„Die Wahrheit je wird erscheinen.

„Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,

„Wir können nur rathen und meinen;“

was mit besonderer Beziehung auf das Streben und Wirken des Dichters, Schiller's gleich großer Genosse, Göthe, also ausdrückt:

„Vergebens werden ungebund'ne Geister

„Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

„In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister;

„Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.“

Dieses Maafhalten aber, diese Unterordnung des eigenen Willens, des eigenen Denkens und Dichtens unter ein höheres Gebot, dieses Bewußtsein von der Unvollkommenheit und Anzulänglichkeit auch des reinsten Strebens gegenüber dem unendlich Höchsten, der zugleich das unendlich Gute und das unendlich Schöne ist, kurz dieses Gottesbewußtsein spricht sich allerdings auch nicht in allen Dichtungen Schiller's aus. Namentlich sind die dramatischen Stücke seiner früheren Dichterperiode, aus seinen zwanziger Lebensjahren, als unreife Früchte einer überspannten, noch ungeriefelten Phantasie anzusehen; wofür dieselben, selbst den Don Carlos noch mit eingeschlossen, nicht nur von entschiedenen Gegnern, sondern von den besten Freunden und den geistvollsten Verehrern Schiller's selber erklärt werden. Wohl sprach sich in diesen Arbeiten seiner Jugend und seiner ersten Mannesperiode schon sein entschieden großes Dichtertalent aus, eine außerordentliche Naturanlage; die jedoch, um auch nur in ästhetischer, in rein künstlerischer Hinsicht zu genügen, der Mäßigung durch das Studium der Kunst, durch Welt- und Lebenserfahrung bedurfte. Und diese Mäßigung ward unserm Dichter in zehn Jahren angestrebter historischer und philosophischer Studien, sowie durch den Umgang mit einer Anzahl gleichstrebender Männer, zu Theil: so daß seine dichterischen Leistungen seit dem Jahre 1795 sich wohl sämmtlich, sowohl die kleineren lyrischen und

epischen, wie die größeren dramatischen, als auf einer rein sittlichen und innig religiösen Grundlage beruhend ansehen lassen dürfen. Bei unserer Bewunderung und Verehrung für Schiller müssen wir also eine Sonderung eintreten lassen. Unsere Bewunderung mag immerhin dem ganzen Schiller gelten; aber unsere Verehrung gilt nicht dem Karlschüler, nicht dem Schiller in Mannheim, nicht dem Verfasser der Räuber und des Fiesko; unsere Bewunderung und Verehrung kann nur dem Schiller in Weimar, in seinen zwölf letzten Lebensjahren gelten, dem in seinem Streben und Dichten geläuterten und maasshaltenden Schiller.*) Wie nun der Dichter selber sich die Gottheit als den Urquell und das Endziel aller menschlichen, und damit auch aller künstlerischen Wirksamkeit denkt, und wie, nach seiner Auf-

*) Zur Veranschaulichung unseres vorstehenden Gedankens, sowie zur Erläuterung und Begründung noch anderer Punkte, die in der kurzen Ansprache sich nur andeutungsweise berühren ließen, fügen wir hier einige Bemerkungen über diese Gegenstände bei, entlehnt aus einer Schrift, welche in gleicher Weise, wie Vorliegendes, ihren Ursprung der Feier des 10. November verdankt, nämlich aus Julian Schmidt's Schiller und seine Zeitgenossen. Eine Gabe für den 10. November 1859. (Leipzig, Herbig, 1859.) Das Werk wird wohl noch nicht in den Händen von vielen unserer Leser sein. Jedoch auch wer dasselbe schon gelesen, wie jeder, der die geistreiche Manier des Verfassers kennt, wird sich nur freuen, ein paar von den gelungenen Ausführungen des gründlichen Forschers und eleganten Darstellers moderner Culturverhältnisse hier wieder zu lesen:

S. 460. „Schiller war kein abstrakter Tugendspiegel, kein einseitiger Patriot, kein blinder Freiheitsenthusiast; er hat, ehe er das wurde, was er war, mit schweren Verirrungen zu kämpfen gehabt; er hat in seinen Ansichten über die wesentlichsten Glaubenspunkte häufiger gewechselt als sein großer Freund, und ihn vom Anfang seines Lebens bis zum Schluß desselben als Vorbild anzusehen, würde ein gewagtes Unternehmen sein. Aber er war mehr als das, was seine Partei von ihm ansagt, er war eine echt lebendige, starke und gewaltige Natur, die gleich den griechischen Helden sich immer stärkte und läuterte durch die Angelegen, die ein scheinbarer Unstern ihr zu bekämpfen gab; er war nicht bloß ein lebenswürdiger Idealist, sondern ein großer Dichter, dessen Größe freilich nicht da liegt, wo man sie gewöhnlich sucht.“

„Den Dichter von dem Menschen zu scheiden, als ob der Lebensgehalt des einen von dem, was der andere hervorbringt, wirklich verschieden sein könnte, ist ein falsches Vorurtheil. Welchen Reichthum ihm auch die Sinne zuführen, den wahren Gehalt kann der Dichter nur aus seinem Busen schöpfen. Nur bei einer unvollständigen Kenntniß entsteht der Anschein, als ob die beiden Erscheinungen kein wesentliches Verhältniß zu einander haben könnten. Göthe's und Schiller's Dichtungen finden wir ganz in ihrem Leben wieder, und der Eindruck, den ihre Persönlichkeiten auf ihre Zeitgenossen machten, entspricht demjenigen, den ihre Dichtungen in uns hervorgerufen.“

„Göthe's Dichtung wird eigentlich nur verstanden, wo ihr bereits eine gewisse Innigkeit des Gemüths entgegenkommt. Sie entdeckt uns die innern Geheimnisse des Herzens, und diese haben nur für denjenigen Reiz, der bereits Lebendiges durchgemacht. — Göthe wird von den Inspirationen der Natur bestimmt und darum ist seine letzte Weisheit die Resignation, denn wer wollte gegen die ewige Nothwendigkeit ankämpfen! Schiller dagegen setzt der Naturgewalt einen bestimmten Willen entgegen und seine Dichtungen fallen unter das Schema der Freiheit. Für ein kräftig aufstrebendes Geschlecht wird seine Weise immer die anregendere sein.“

S. 463. „In Schiller's Leben, auch in den wildesten Perioden, empfindet man immer den guten und edlen Menschen heraus. — Von der frühesten Zeit ging Schiller ganz in seinem Beruf auf, zum Theil freilich durch äußere Umstände gezwungen, aber die Hauptsache war doch der innere Trieb, rastlos zu schaffen. Jede Höhe, die er erreichte, galt ihm nur als Vorstufe zu einem weiteren Schritt und war ihm bald verächtlich. Göthe hat sehr ernsthaft an sich studirt und gearbeitet, und doch herrscht auch in seiner Arbeit eine gewisse Bequemlichkeit. Es klingt stark, wenn man sagt, daß seine Arbeit nur ein Spiel war, aber es verhält sich in der That so. — Bei Schiller dagegen ist der innigste Zusammenhang. Philosophie, Geschichte, Dichtkunst greifen in einander, er sucht in der einen die Zwecke, in der andern die Stoffe für seinen Beruf, und sein Beruf war, die echte Humanität zur Darstellung zu bringen. — Es ist ein mäßiges Lob, wenn man Schiller den tugendhaften, den sittlichen Dichter nennt, aber einen Sinn hat es doch, denn wir fühlen heraus, daß er sein sittliches Bewußtsein sich erkämpft, es mit Freiheit sich erworben hat.“

„Schiller's Leben geht ganz in sein Schaffen auf, und der hohe Ernst, mit dem er dasselbe betrieb, — dieser Ernst war es, der die Nation ihm zuführte, der ihm Göthe's Bewunderung, endlich Göthe's Freundschaft erwarb. — Es war ein schweres Unglück, daß gerade in dem Augenblicke, wo er sein Gemüth völlig geläutert, jene Krankheit eintrat, die seine Kräfte auftrieb.“

„Daß seine Erscheinung für die Geschichte unserer Literatur entscheidend war, ist bekannt. — Nachdem seine Sturm- und Drangperiode im Don Carlos und in den Göttern Griechenlands ihr Ende erreicht, war sein Streben, das durch eine falsche Cultur gestörte Ideal der Menschheit mittelst der Kunst wieder herzustellen, die Kunst zu diesem Beruf durch spekulative und historische Studien zu kräftigen und in ihr gleichsam den Ersatz jener Religion zu finden, die einst das griechische Leben verklärt hatte. Es ist in späterer Zeit, da das Weltbürgertum in den französischen Kriegen Bante-

fassung, in diesem Gottesbewußtsein alles Streben nach Tugend und nach sittlicher Freiheit, als der hier auf Erden erreichbaren höchsten Vollendung, wurzeln muß; das sollen uns die eigenen Worte des Dichters, wie sie sogleich von dem ersten der auftretenden Schüler werden vorgetragen werden, klar machen. —

Haben wir so einen sittlich-religiösen Grund für unsere Feier, für unsre, Schiller'n als Dichter nicht nur, sondern auch als Mensch gezollte Verehrung, gewonnen: so können wir den gewaltigen Dichtergeist durch einige seiner herrlichsten Schöpfungen zu uns reden, uns für seine Ideale begeistern lassen. Das soll zuerst durch die vortreffliche Allegorie „Die Theilung der Erde“ geschehen, worin uns der Dichter so sinnreich das innerste Wesen des gottbegeisterten Sängers veranschaulicht; sodann durch die kurze, aber gehaltreiche Elegie „Die Sängler der Vorwelt“, worin die Wirkung der Poesie, als Volks- und Naturdichtung, auf ganze Völker, und die Wechselbeziehung zwischen Dichter und Volk als dargestellt und am

rott machte, das Ungenügende dieser Humanitätsrichtung erkannt worden.“ — Was der geistreiche, vernunftstarke, aber nicht glaubensfeste, oder, wie er sich selber lieber bezeichnet haben möchte, nicht abergläubische, Kritiker weiterhin, im unmittelbaren Anschluß an diese auch von uns getheilte Ansicht über die Schiefeit der Grundrichtung selbst in Schiller's vollendetsten Dichtungen, zum Tadel der nach Schiller eingetretenen Richtungen in der deutschen Poesie äußert, können wir nur in sofern billigen, als allerdings die Zielpunkte und die Ergebnisse dieser neueren Richtungen auch uns als mit den von Schmidt hervorgehobenen Mängeln behaftet erscheinen; den Spott und Hohn dagegen, womit derselbe auf die Beweggründe, auf die anregenden Momente der weiteren dichterischen Bestrebungen hinweist, müssen wir, wenigstens was die Zurückwendung auf eine positive Glaubensgrundlage betrifft, mit Verachtung und mit entschiedener Mißbilligung abweisen. Ein Dante, ein Petrarca, ein Calderon, ein Camoens, ein Corneille, ein Racine haben auch an ihrem Katechismus festgehalten; und dieser ihr Glaube hinderte sie nicht, Dichtwerke zu schaffen, vermöge deren sie noch jetzt der Stolz ihrer Nation, ja ein bleibender Ruhm für die Menschheit sind. Unser junges Deutschland scheint sich gar gründlich emancipirt zu haben und des altväterischen Wesens völlig losgeworden zu sein. Keine Spur dort mehr von der Tugend, gegen deren Uebermaß noch Klopstock so entschieden warnen zu müssen glaubte: „Sei nicht allzu gerecht.“ (Ode: „Mein Vaterland“ 1768.) Nicht bloß was das Ausland bringt, wird geringschäßig bei Seite gelassen, wenn es nicht den Stempel des modernen Vernunftcultus trägt; mehr noch verachtet man und begeistert das Einheimische, wenn der Boden, auf dem es entsprossen, nicht mit der gleichen Beize gebängt ist, wenn das Gemüth des Dichters noch durch etwas, was die Vernunft nicht zu ergründen vermag, und dadurch gerade am schwingvollsten, gehoben wird. Eine genauere Prüfung, meinen wir, würde auch eine gerechtere Schätzung, nicht bloß der Dichter und ihrer Werke, sondern auch der Menschen und ihres Thuns und Lassens, zur Folge haben. Aber die lautere Prüfung setzt voraus, daß man sich auf den Standpunkt, auf den Ausgangspunkt und in die Gedankenphäre des zu Prüfenden zu setzen vermöge. Wie aber wäre zu erwarten, daß Solche, welchen Regiren und Protestiren gegen jedwedes unverrückliche Glaubenssystem gleichsam wie ein Lebensprincip mit der Muttermilch eingeleistet ist; weiterhin, bei anschließlichem Cultus der reinen Vernunft, sich geneigt und bereitwillig finden sollten, das von Kindesbeinen an Verabreichte mit der Sanftmuth und Milde des Auges anzublicken, ohne welche die richtige Schätzung von Angefeindetem nimmermehr möglich ist! — Nach diesem Vorbehalte hinsichtlich des beiderseitigen Standpunkts in religiöser Beziehung können wir in unserem Excerpte fortfahren, natürlich mit Weglassung alles dessen, was uns widerlich und für die Jugend, zumal die katholische, nicht geeignet erscheint.

S. 465. „Der echte Stoff des Dichters ist derjenige, der uns verwandt und unserer sittlichen Bildung verständlich ist, der zur Läuterung derselben beiträgt und dem Dichter Gelegenheit gibt, echten und ewigen Lebensgehalt zu entwickeln. Die Poesie soll uns den Blick in die Tiefen des Lebens eröffnen. — Was echt menschlichen Lebensgehalt entwickelt, fördert auch das nationale Bewußtsein, läutert auch das religiöse Gefühl.“ —

S. 466. „Schiller hat in der That vom Anfang seines Lebens mit schweren Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt, aber durch die Kraft seines Geistes hat er sie nicht nur überwunden, sondern jede Ueberwindung hat die Kraft und den Adel seines Geistes gestärkt. Wenn man seine Entscheidung herausbeschwört, so geschehe es nicht, um ein Klagegedicht anzustimmen; er weist vielmehr auf eine schönere Zukunft hin. Was ihm unter ungünstigen, ja unter verkommenen Umständen gelang, wird eine verwandte Kraft in besseren Zeiten glänzender ausführen. Aber nur dann wird diese bessere Zeit kommen, wenn die Dichter nach seinem Vorbild sich ernstlich und unablässig bemühen, das Bild der idealen Menschheit, durch das sie ihr Zeitalter reinigen wollen, erst in ihrem Innern herzustellen. Die geniale Lieberlichkeit hat ihre Periode gehabt; wahrhaft schöpferische, der Weltgeschichte angehörende Gestalten sind nur diejenigen gewesen, die den sittlichen Kern ihres Volks und ihres Zeitalters zu ergreifen und zu vergeistigen verstanden.“

Wir schließen unsern Auszug aus Julian Schmid's Festgabe mit dem trefflichen Schlusssatze der Vorrede: „Das Ideal ist kein Feind der Wirklichkeit; nicht den Stoff zu vertilgen, ihn zu erobern für das Reich des Ideals, ihn zu läutern durch das Feuer des Geistes, ist der Beruf der Dichtkunst. Wenn Schiller diese Wahrheit in seinen Gedanken wie in seinen Versuchen zuweilen verkannte, so hat er in den Werken, die ihn unsterblich machen, selbst den schönen Beweis geführt, daß, was aus dem echten Quell des Lebens geschöpft ist, die Macht besitzt, die Lebendigen zu zwingen.“

Schlusse mit Wehmuth bei dem Gedanken verweilt wird, wie die neuere Zeit so sehr der Empfänglichkeit für die Gebilde der ächten Dichtkunst entbehrt, und woher es komme, daß eine wahre Volkspoesie, eine das ganze Volk in allen seinen Schichten ergreifende Dichtung, jetzt kaum mehr möglich sei. Damit aber hat Schiller über sein Volk und über seine Zeit nicht ganz richtig geurtheilt; wenigstens rückfichtlich seiner eigenen Dichtungen. An denen hat sich nicht bewährt, was der Dichter hier im Allgemeinen, mit Bezug auf alle Gebilde neuerer Poesie, ausspricht, und was er in einem andern vortrefflichen Liede „Abschied vom Leser“ bei Herausgabe einer Sammlung seiner vermischten Gedichte mit so liebenswürdiger Bescheidenheit von seinen eigenen Poesien sagt:

„Nicht länger wollen diese Lieder leben, als bis ihr Klang ein süßend Herz erfreut;

„Zur fernern Nachwelt wollen sie nicht schweben; sie tönten, sie verhallen in der Zeit.“

Nicht sind sie verhallt; noch tönen sie, noch leben sie im Munde, noch hallen sie wieder im Herzen, wie an dieser Stätte, so durch alle Gaue Deutschlands, ja, in fremde Zungen übertragen, auch durch ganz Europa, durch die ganze gebildete Welt.*) Diesen Gedanken aber, den Schiller zu fassen zu bescheiden war, wollen wir im vollen Schmucke der Dichtung, und im Vollgeföhle edelster patriotischer Begeisterung einen andern unserer trefflichsten Sänger uns veranschaulichen lassen, den Grafen Fr. L. von Stolberg in der Ode „Deutschland's Beruf“. Deutschland, so ist Stolberg's Gedanke, hat den Beruf,

*) In wiefern Schiller's Dichtungen als der Volkspoesie angehörig zu betrachten sind, als aus dem der deutschen Nation eigenthümlichen Geiste hervorgegangen und an denselben gerichtet, das Denken und Streben der Nation erhebend und veredelnd, findet sich auf eine unübertreffliche Weise ausgeführt von dem Koryphäen und gegenwärtigen Rektor unter den Philologen unseres Vaterlandes, dem Geheimen Regierungsrathe Dr. A. Böckh in einer Ansprache, welche derselbe als Rektor der Universität zu Berlin zur Einleitung der dortigen Schiller-Feier am 11. November 1859 gehalten hat. Diese Ansprache ist durch den Druck veröffentlicht und, wie sonstige akademische Gelegenheitschriften, bereits in den Besitz sämmtlicher höheren Lehranstalten gelangt. Der Zweck des hochverehrten Redners wird aber sicherlich noch in höherem Maße erreicht, wenn das Eine und Andere von dem, was er zu der akademischen Jugend in Berlin gesprochen, mit seinen eigenen Worten auch der studirenden Jugend in weiterem Kreise zur Beherzigung anheim gegeben wird. Wir glauben daher kein Bedenken tragen zu dürfen, als Erläuterung und zur weiteren Begründung des bei der hiesigen Feier von Lehrern Vorgetragenen Einiges aus Böckh's Ansprache hier beizufügen.

„Wenn nun“, sagt der Redner im Verfolg seiner Argumentation, (S. 5) „die Poesie wie die Wissenschaft eine Wohlthat für das ganze menschliche Geschlecht und somit weltbürgerlicher Natur ist, so ist sie darum nicht dem Vaterländischen und Besserbümlischen entfremdet. Auch der größte Philosoph und Künstler oder Dichter kann sich dem Einfluß des Volksgeistes nicht entziehen; ja gerade diejenige Poesie pflegt man seit langer Zeit als die lebendigste anzusehen, die aus dem Volke selbst hervorgegangen ist, und die man daher Volkspoesie genannt hat. In ihrer unvollkommenen Gestalt lege ich dieser, ich gestehe es offen, nicht den hohen Werth bei, den ihr viele zuschreiben; aber ist in der Dichtung das Volksmäßige mit dem Künstlerischen gepaart, so ist sie die edelste und kräftigste Erscheinung: sie ist mit der Philosophie zusammen der Volksgeist selbst, von den Gebildeten und Gelehrtesten ins Bewußtsein gefaßt, soweit der Poesie Bemühtsein zukommt, was der Schiller'schen wie der Sophokles'schen gewiß zukommt, und zwar der geläuterte, von allen Schlacken gereinigte Volksgeist. In diesem Sinne pflegt man die älteste gebildete Poesie, die Homerische, als ein Erzeugniß des gesammten Hellenischen Volks zu bezeichnen und ihr auch darum einen vorzüglichen Werth beizulegen. Es ist ein Glück für ein Volk, wenn es einen Dichter hat, der den Volksgeist und das Schönste und Tiefste desselben in seinen Werken darstellt, und ein Glück für den Dichter, wenn das Volk in ihm den eigenen Geist und Sinn veredelt und verklärt wiederfindet, wie die Hellenen im Homer. Ein solcher Dichter wird sich der größten Anerkennung und der größten Einwirkung erfreuen. Wie schwer es nun allerdings ist, den Geist eines Volkes, zumal eines so zerrissenen und zersplitterten wie die Deutschen, bis zur Klarheit des Begriffes zu fassen und in wenigen Worten zu bestimmen, so scheint es doch zugestanden, daß dem deutschen Geiste vorzüglich die Innerlichkeit und der Idealismus zugeschrieben werden müssen; und gerade durch Beides ist der Gelehrte vorzüglich ausgezeichnet. Es ist nicht sowohl die vollendete Objektivität und aufrichtige Gestaltenbildung, sondern die edelste Subjektivität, das Herz, das Gemüth, die Empfindung, die uns aus seinen Dichtungen anspricht; bei allem ist sein ganzes volles Herz. In dieser Stimmung kommt er dem deutschen Volksgeiste entgegen; durch sie hat er sich auch die besondere Neigung des zarteren Geschlechtes erworben: denn das innere Geföhlsleben ist der schönste Schmuck edler Deutscher Frauen, ihre ächt Germanische Mitgift der Natur, gegenüber dem fremden Land, und das Deutsche Weib, welches von Urzeiten her in dem Germanischen Leben eine würdigere Stellung eingenommen hat, darf bei der Auffassung unseres Volksgeistes nicht vergessen werden. Ferner, daß die Richtung unseres Dichters durchaus die ideale ist, wen sollte man das, was von aller Mund ertönt, erst beweisen wollen? Er athmete im Aetherdust des Ueberfinnlichen und leitet uns zu diesem hinüber; der letzte Zweck der Kunst ist ihm, wie er selber sagt, die Darstellung des

wie seiner Lage nach, so auch geistig die Mitte, das Herz Europa's zu sein; und diesen Beruf erfüllt es durch die Werke seiner Denker und Dichter; und unter diesen, so denken wir hinzu, ist gegenwärtig noch der erste und wirkungsreichste — Schiller. Zur weiteren Veranschaulichung dieses Gedankens wird dann noch eine Ode Klopstock's folgen, des Dichters, der gewissermaßen gigantisch einherschreitet am Eingange der neuern Blütheperiode unserer Literatur, und der, wie auf alle unsere mit und nach ihm lebenden Dichter, so auch auf Schiller nachweislich einen gewaltigen Einfluß geübt hat. Dessen hier nun zum

Uebersinnlichen. In seiner reinen Seele spiegelte sich nur das Wesse der wirklichen Welt ab; das Sinnliche, Unwürdige, Gemeine hat er gehaßt und von sich abgewiesen. — Aber sein Idealismus ist nicht ein träumender; derselbe scheidet ihn nicht von dem wirklichen Leben; vielmehr rankt sich in seiner Dichtung, um einen eigenen Ausdruck von ihm anzuwenden, das Edle und Treffliche mit seinen Thaten an das Leben an, und er verküßt das Wirkliche zum Idealen.“

S. 6. „Dem Jünglinge ziemt die Richtung auf das Ideal: ist die Jugend nicht dem Ideal zugewandt, ja schwärmt sie nicht sogar für dasselbe; so geht das Leben nur zu leicht in der Materie unter, das Geschlecht läuft Gefahr in eine stülpische Erniedrigung zu verfallen, und wenn die Jugend es ist, auf welcher die Hoffnung für die Zukunft beruht, so geht dann auch diese Hoffnung zu Grunde, weil der Fortschritt der Gessittung nur durch das Streben nach dem Ideal getrieben kann, wenn letzteres auch nur das Endziel und das Schlüsselglied, ja sogar ein jenseits liegendes Schlüsselglied einer unendlichen Reihe ist, welchem die Menschheit sich nähern soll, ohne es vollkommen zu erreichen. Schiller ist der Dichter des Ideals, und hat er bei seinem Auftreten allerdings auch die älteren Zeitgenossen mächtig angeregt, so hat er doch ganz besonders die Jugend seiner Zeit — begeistert, anfänglich durch die Kraft und Kühnheit seiner ersten Erzeugnisse, die noch des Maaßes und der ächten Kunstform entbehren, dann durch die Tiefe des Gefühls und die Idealität, für welche die Jugend eben vorzüglich empfänglich sein soll und ihr edlerer Theil auch in der Regel empfänglich ist. —

S. 8. Es wird auch gestattet sein, noch ein anderes zu berühren, was die Jugend mit unserem Dichterkelden verknüpft, und was auch eine wesentliche Seite des Ideals ist. Schiller athmete den Geist der Freiheit in einer Zeit, da ihre Morgenröthe im deutschen Vaterlande noch nicht angebrochen war, und die Liebe zur Freiheit, der ächten, ist mit der Vaterlandsliebe eng verbunden, wo nicht mit ihr einerlei. Gerade in den Jahren, in welchen Sie, geliebte akademische Mitbürger, Ihre Universitätsstudien zu beginnen pflegen, brach in ihm der Freiheitsdrang aus, damals noch fürmlich und ungemäßigt; — aber in edelster Gestalt hat er später fortwährend das stülpische Princip der geistigen und politischen Freiheit verkündet, und der „Mißbrauch rasender Thoren“ machte ihn nicht irre an dem Grundsatz, daß „der Mensch frei geschaffen und frei sei, und wäre er in Ketten geboren.“ Eben dieser begeisterte Freiheitsmuth in seiner Reinheit und Idealität, fern von Jügellosigkeit, Umwälzungswuth und vorzeitigem Hervordrängen, hat ihm die akademische Jugend jederzeit befreundet, und mit demselben die verwandte Vaterlandsliebe, die nur den Freien zulommt.“

Treffenden Nachweis, wie in Schiller's Geist der hier von Böth so meisterlich, kurz und genau, Charakterisirte Freiheits-Enthusiasmus, entzündet wurde, der als Hauptmotiv und als Grundidee bald mehr bald minder handgreiflich alle Dichtungen Schiller's durchdringt, finden wir in Göthe's Selbstbiographie („Aus meinem Leben“ 3. Theil, 12. Buch, Ausg. v. 1840 Bd. 22, S. 106 ff.), wo Göthe die Begeisterung schildert, die in allen strebenden Köpfen jener Zeit das von Klopstock erweckte Nationalgefühl erregte; eine wahrhafte Sucht, wovon Göthe selbst sich, wie er sagt, durch Abfassung seines „Göth von Verlichingen“ zu befreien strebte. Schiller's ist hierbei allerdings nicht gedacht; aber die Zeitverhältnisse wie alle sonstigen Umstände führen von selbst darauf, die Stelle auch auf Schiller's Jugendlitungen zu beziehen. Da die Stelle auch um deßwillen sehr beachtenswerth ist, weil darin mit einem kräftigen Zuge vor den Verirrungen gewarnt wird, zu welchen in Friedenszeit das gehobene Nationalgefühl die strebende Jugend überhaupt gar leicht verleitet und wovon namentlich auch unsere Schulsjugend bei etwaiger Lektüre der früheren Dichtungen Schiller's nicht leicht genugsam gewarnt werden kann: so wird es vergönnt sein, Göthe's eigene Worte hier zu wiederholen: „Durch die Hermannschlacht und die Zueignung derselben an Joseph den zweiten hatte Klopstock eine wunderbare Anregung gegeben. Die Deutschen, die sich vom Druck der Römer befreiten, waren herrlich und mächtig dargestellt, und dieses Bild gar wohl geeignet, das Selbstgefühl der Nation zu erwecken. Weil aber im Frieden der Patriotismus nur darin besteht, daß jeder vor seiner Thür lehre, seines Amts warte, auch seine Lektion lerne, damit es wohl im Hause stehe, so fand das von Klopstock erregte Vaterlandsgesühl keinen Gegenstand, an dem es sich hätte üben können. Friedrich hatte die Ehre eines Theils der Deutschen gegen eine verbundene Welt gerettet, und es war jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieses großen Fürsten Theil an seinem Siege zu nehmen; aber wo denn nun bin mit jenem erregten kriegerischen Trokgefühl? Welche Richtung sollte es nehmen, und welche Wirkung hervorbringen? Zuerst war es bloß poetische Form, und die nachher so oft gescholtenen, ja lächerlich gefundenen Bardenlieder häuften sich durch diesen Trieb, durch diesen Aufstoß. Keine äußeren Feinde waren zu bekämpfen; nun bildete man sich Tyrannen, und dazu mußten die Fürsten und ihre Diener die Gestalten erst im Allgemeinen, sodann nach und nach im Besondern hergeben. — Es ist merkwürdig, Gedichte aus jener Zeit zu sehen, die ganz in einem Sinne geschrieben sind, wodurch alles Obere, es sei nun monarchisch oder aristokratisch, aufgehoben wird.“

Vortrag kommende Ode führt den Gedanken aus, daß Wirken, Arbeiten und Schaffen, das gemeinsame Loos, das allgemeine Gesetz für alle Sterblichen ist, daß aber das handelnde Wirken, und wäre es das großartigste, selbst das der Könige, an Umfang und Dauer weit nachsteht hinter dem geistigen Wirken des Denkers und Dichters, dessen Werk, wenn es ein wahrhaftes Kunstgebilde ist, immerdar und überall in unverwelklicher Frische und mit ewig gleicher Kraft wirlet. Und damit gewinnen wir sicherlich einen erhebenden Blick in die Zukunft, auf die unbegrenzte Dauer der Geisteswerke des Einen unserer Denker und Dichter, dessen rüstiges Streben und Schaffen wir uns eben heute vergegenwärtigen wollen.

Hieran werden sich dann noch andere von diesen unvergänglichen Dichtungen Schiller's reihen, aus der Fülle seiner mannigfaltigen Werke so gewählt, wie eben Ort und Zeit und die Befähigung der Schüler zur Auffassung und Darstellung sie geeignet erscheinen lassen, um sie hier zum Vortrag zu bringen. Und die Gesänge, welche gleichsam den Rahmen zu diesen Vorträgen bilden, werden sicherlich nicht verfehlen, den Eindruck des Gesprochenen noch lebhafter, noch inniger zu machen.

So, verehrte Anwesende, so, meine theuern Jünger, werden wir unsern großen vaterländischen Dichter bei der heutigen Säcularfeier seiner Geburt auf eine seiner und unserer würdige Weise ehren: indem wir uns möglichst Vieles von dem Trefflichen und Edlen, womit Schiller's unermüdet reger Geist unsere Literatur bereichert hat, vergegenwärtigen, und indem wir dabei uns das energische und andauernde Streben, das ihm zu dem Ruhme verhalf, heute der Gegenstand der gemeinsamen Bewunderung von ganz Deutschland, ja aller auf dem ganzen Erdenrunde lebender gebildeter Deutschen zu sein, zu einem Antriebe zur Nachahmung bei unserm eigenen Streben dienen lassen, zu einem Muster, um auch unsererseits, jeder in seiner Sphäre und auf dem ihm angewiesenen Standpunkte, immer nur nach Edlem, nach dem Guten im Verein mit dem Schönen, mit Kraft und Ausdauer zu streben.

Festrede, gehalten von Oberlehrer Hemmerling.

Indem ich in dieser festlichen Stunde das Wort ergreife, um dem innigen Antheile, den unsere Schule an dem heutigen, für unser ganzes Vaterland so bedeutungsvollen Tage nimmt, auch im Namen des Lehrerkollegiums Ausdruck zu geben, kann es nicht meine Absicht sein, die unschätzbaren Verdienste des großen Dichters, dessen Andenken wir heute in dankbarer Erinnerung feiern, vollständig zu erörtern, alle die mannigfachen Beziehungen, wodurch der Lieblingsdichter unserer Nation dem Herzen eines jeden Deutschen und besonders der Jugend so nahe steht, auch nur einigermaßen erschöpfend darzustellen. Es hieße tausend Mal Gesagtes noch einmal sagen, wenn ich alle die edlen Eigenschaften, durch welche Schiller als Mensch und Dichter so groß dasteht, der Reihe nach anführe und an seinem Leben und Wirken nachweisen wollte. Nachdem Ihnen verschiedene Proben seiner eigenen Werke vorgeführt worden sind, die besser für seine Dichtergröße sprechen, als dies der beredteste Vortrag zu thun vermag, und nachdem Ihnen Göthe's unvergleichlicher Epilog in blühender Dichtersprache vor die Seele geführt, was Schiller ihm war und der Welt geworden ist, möge es genügen, nur einige seiner Hauptvorzüge hier anzuführen, zu erinnern an die energische Charakterstärke dieses muthvollsten aller Dichter, an seinen hohen sittlichen Geist, an seine ächte Humanität, an sein dem Wahren, Guten und Schönen gleichmäßig zugewandtes Interesse, an sein sanft und zart organisirtes Gemüth, an seine hohe Begeisterung für die Idee der fortschreitenden Veredlung unseres Geschlechtes, an seine ideale Welt- und Lebensanschauung, um uns zu vergegenwärtigen, daß Schiller wahrlich die Ruhmeskränze verdient, die heute überall in Deutschland um seinen Namen gewunden werden.

Gestatten Sie mir vielmehr, aus dem reichen Stoffe, den sein Leben und Wirken der Betrachtung darbietet, nur einen Punkt hervorzuheben und zwar einen solchen, der in nächster Beziehung zur Schule steht und zu den Zwecken, die wir auf ihr verfolgen; vielleicht darf ich hoffen, daß er, wie nicht ohne Belehrung für die uns anvertraute Jugend, so auch nicht ohne Interesse für alle Diejenigen sein wird, denen die theuersten Güter unserer Nation, denen namentlich die Bildung und Gesittung der Jugend am Herzen liegt; es ist die Frage, welche Einwirkung das Studium des klassischen Alterthums auf den Entwicklungsgang Schiller's gehabt habe.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Zeit, in welcher sich unsere Literatur zu ihrer höchsten Blüthe entfaltete, eine Periode vorausging, in der die deutsche Poesie nichts anders war, als eine Poesie der Gelehrsamkeit. Länger als zwei Jahrhunderte war die Literatur der Griechen und Römer bei uns Gegenstand des eifrigsten, angestrengtesten, allgemeinsten Studiums, täglicher Lectüre und unbedingter Verehrung gewesen; länger als zwei Jahrhunderte hat sich der deutsche Geist gedemüthigt vor den Fremden und ist bei ihnen in die Schule gegangen. (Vergl. Vilmar, Geschichte der deutschen National-Literatur, Bd. II p. 130). Es ist wahr, daß diese Abhängigkeit lange Zeit hindurch alle eigenthümlich deutsche Dichtung fast ganz vernichtet hatte, daß man lange jene edlen Erzeugnisse des Römischen und Griechischen Geistes als bloße Fundgruben für schön gedrechselte Phrasen mißhandelte; daß man lange Zeit nur steife und hölzerne Nachahmungen des Antiken zu Stande brachte, weil über den inneren Werth der antiken Dichtungen noch völlige Bewußtlosigkeit herrschte. Es ist aber ebenso wahr, daß diese, wenn man will, slavische Nachahmung doch endlich dem deutschen Geiste die herrlichsten Früchte getragen, daß sie für die Entwicklung der deutschen Sprache und Poesie die segensreichsten Folgen gehabt hat. Als die lange Schulzeit vollendet war, als das so lange Betriebene und so eifrig Erlernte in Saft und Blut verwandelt, als es wahres und wirkliches Eigenthum des deutschen Geistes geworden war, da haben wir uns, wie keines unserer Nachbarvölker, den dichterischen Geist der Alten zu eigen gemacht und ihn in unser innerstes Sein und Wesen aufgenommen, da sind wir, wie Vilmar (Bd. II p. 131) treffend sagt, hinausgekommen über das prompte Citiren von allerlei Stellen aus Cicero, Horaz und Virgil, aus Homer, Plato und Demosthenes, da sind ihre dichterischen Maasse und Formen die unserigen, ihre Anschauungen die unserigen, ihre Gedanken die unserigen geworden. Erst nachdem die gelehrte Bildung für einen großen Theil des Volkes zur zweiten Natur geworden, da war der Boden bereitet, auf dem die deutsche Poesie Wurzel schlagen, kräftiges Wachsthum treiben und sich zur herrlichsten Blüthe entfalten konnte.

Bedarf es noch eines Beweises für diese so tief eingreifende Wirkung der klassischen Studien auf die Gestaltung unserer Literatur, so weise ich auf Klopstock hin, der zuerst die Maasse und Formen des Alterthums so glücklich dem Geiste der deutschen Sprache angepaßt und mit deutschem Stoffe erfüllt hat; der zuerst wieder aus den Alten den großen Plan eines Epos, den kühnen Gedanken einer begeisterten Ode geschöpft hat (Vilmar p. 131); ich weise auf Lessing hin, der mit noch größerer Energie als Klopstock, mit noch klarerem Bewußtsein und mit ungleich bedeutenderem Erfolge das antike Element vertreten hat, so daß nicht mit Unrecht Klopstock als der Wegweiser, Lessing als der Führer auf der Bahn der Antike bezeichnet wird. Ich weise auf Herder hin, der, in seiner Jugend genährt durch die Lectüre der Alten und namentlich des Homer, überall in seinen, das rechte Verständniß fremder Dichtwerke anregenden, das Bewußtsein weckenden und erhöhenden Schriften vorzugsweise auf die Muster der griechischen und römischen Poesie hinweist; ich berufe mich auf Wieland, der zwar seinem ganzen Wesen nach sich mehr zu der leichteren, frivolten Lebensansicht der gleichzeitigen französischen und englischen Schriftsteller hinneigt, aber dennoch mit seiner ganzen Bildung und Anschauungsweise auf dem Boden des klassischen Alterthums steht, und gerade in den Werken am größten ist, in welchen sich der Geist der Griechen am meisten wieder spiegelt. Und wer weiß nicht, daß auch der größte Genieus unserer Neuzeit, daß Göthe den hohen Werth der altklassischen Studien nicht nur an vielen Stellen seiner Werke rühmend hervorhebt, sondern auch thatsächlich dadurch bewiesen hat, daß er sich in reiferem Alter unausgesetzt mit ihnen beschäftigte und gerade durch ihren Geist geläutert und gehoben, das Edelste geschaffen hat, dessen seine Muse fähig war.

Wenn nun hieraus unwiderleglich hervorgeht, daß unsere ganze Literatur in ihren hervorragenden Erscheinungen auf dem Studium des klassischen Alterthums und der durch sie hervorgerufenen Bildung beruht, und zwar so sehr beruht, daß diese erst der ganzen Zeit den unverfügbaren Stempel edler Größe und einer wahren Klassicität aufgedrückt hat, so kann unmöglich unser Dichter, zu dessen Verehrung wir uns heute versammelt haben, außerhalb dieses mächtigen Einflusses stehen, so müssen auch die Erzeugnisse seiner Muse die Signatur derselben auf dem Boden des Alterthums wurzelnden Bildung tragen, die wir so unverkennbar in den Musterwerken aller Koryphäen unserer Literatur wiederfinden. Und in der That,

es gibt kaum ein Gedicht Schillers aus seiner besseren Zeit, das nicht die deutlichsten Spuren aufwiese von dem großen Einfluß, den das Studium des Alterthums auf ihn ausgeübt hat. In den einen ist es der Stoff, den er den Schriften der Alten entlehnte, wie, um statt hundert anderer nur einige der bekanntesten anzuführen, in den Gedichten: Hektors Abschied, das Elysium, Semele, Hero und Leander, Cassandra, die Bürgerschaft, die Kraniche des Ibykus, der Ring des Polykrates, die Klage der Ceres, das Siegesfest, das verschleierte Bild zu Sais. Andere sind geradezu Uebersetzungen und Bearbeitungen dichterischer Erzeugnisse der Alten, wie die Hochzeit der Thetis, Iphigenie in Aulis, Phädra, sowie das 2. und 4. Buch der Aeneide des Virgil, ein Werk, in dessen Vorrede Schiller selbst über die Vortrefflichkeit der alten Dichtung hinsichtlich der sprachlichen Darstellung ein rühmliches Zeugnis ablegt, indem er sich jede Vergleichung seiner Arbeit mit der unerreichbaren Diktion des römischen Dichters aufs feierlichste verbittet, da sie unausbleiblich zu seinem Nachtheile ausfallen müßte. Wiederum andere athmen so sehr den Geist des Alterthums, daß man, um sie recht verstehen und genießen zu können, sich ganz in die Denk- und Anschauungsweise der Alten versetzen muß. Ich führe beispielsweise die Dithyrambe an, den Spaziergang, das eleusische Fest und vor allen die Götter Griechenlands, worin sich eine so heisse Sehnsucht nach der poetischen Betrachtung der Dinge, wie sie sich bei den Hellenen einst auf eine herrliche Weise in's Leben gebildet hat, ausspricht, daß man behauptet hat, Schiller habe im Ernst gewünscht, die Religion der Griechen zurückrufen zu können. Aber auch die meisten anderen, wenigstens die besten und gediegensten, tragen überall das Gepräge der klassischen Bildung, sei es in einzelnen Anspielungen oder im Gebrauche mythologischer Bezeichnungen oder in der Anwendung antiker Versformen; „in allen blickt, wie Wilhelm von Humboldt so schön sagt, der antike Geist wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand; manche tragen die Farben des Alterthums so rein und treu an sich, als man es nur irgend von einem modernen Dichter erwarten kann. Der Dichter hat den Sinn des Alterthums in sich aufgenommen, er bewegt sich darin mit Freiheit und so entspringt eine neue, in allen ihren Theilen nur ihn athmende Dichtung.“

Aber noch mehr. Schiller steht nicht nur mit allen anderen Heroen unserer Literatur auf dem gemeinsamen Boden der klassischen Bildung, auch aus dem Entwicklungsgange, den er selbst genommen, läßt sich aufs schlagendste nachweisen, daß das Studium der Alten es hauptsächlich war, welches seinen Werken jene Gediegenheit und vollendete Schönheit der Form gab, die wir so sehr an ihnen bewundern. Bekanntlich hat Schiller in seiner Jugend nur eine oberflächliche Kenntniß der Alten gewonnen. Erst in Weimar fing er an, die Alten fleißiger zu lesen, wo Wieland besonders sich um Schillers Bildung das Verdienst erwarb, daß er ihn nachdrücklich auf die Griechen hinwies und in ihrem Studium so sehr festhielt, als es nur seine anderweitigen Arbeiten erlaubten. Und mit welchem Eifer betrieb er es! „Kann ich wohl etwas Besseres thun, sagt er in einem Briefe vom Jahre 1795, kann ich wohl etwas Besseres thun, als mich mit der schönen Natur der Alten zu umgeben und im eigentlichen Sinne unter ihnen zu leben? Das ist mein ernstlicher Vorsatz, und um diesen auszuführen, habe ich auch allen speculativen Arbeiten und Lesereien auf unbestimmte Zeit entsagt. Was ich lese, soll aus der alten Welt, was ich arbeite, soll Darstellung sein!“ In die alte Welt und Dichtung war er bisher noch wenig eingedrungen. Jetzt fühlte er lebhaft das Bedürfnis, das Versäumte nachzuholen. Wie er erst nachträglich als Professor der Geschichte angefangen hatte, die alten Quellen zu studiren, um seinen historischen Stil zu bilden, (besonders merkwürdig ist, was er darüber an Körner schreibt: Ich habe den Livius mit hierher (nach Rudolstadt) genommen, den ich jetzt zum allerersten Mal lese, und der mir überaus viel Vergnügen gibt. Warum habe ich nicht Griechisch genug gelernt, um den Xenophon und Thucydides zu lesen?), so warf er sich jetzt mit allem Eifer auf die Lektüre der alten Dichter, weil er fühlte, daß in diesen ihm ein neuer Lebensquell aufging. Dies geht unter Anderem aus einem Briefe an Körner hervor, dem er schreibt, er bedürfe der Alten, um seinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstelei und Wigelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing. Der Erfolg dieser seiner Studien war ein so günstiger, daß gerade mit der Zeit, wo er sie begann, die zweite Periode seiner Entwicklung zusammenfällt. Und in der That, auffallend genug ist der Unterschied zwischen den Ge-

dichten der früheren Periode und denjenigen, die aus dieser und der nachfolgenden Zeit stammen. In jenen ist bei aller Dichterkraft und allem Dichterfeuer, das sie verrathen, der Entwurf oft noch roh, die Stoffe sind so unförmlich, die Sprache noch so forciert; sie sind nicht frei von Uebertreibungen und Ungeheuerlichkeiten, nicht frei von allzu sichtbarem Haschen nach Effekt. Man denke nur an die Räuber, in denen so recht das Maßlose und Schrankenlose, ja Monströse eines ungeschulten Dichtergenies zu Tage tritt, an die, seine republikanischen Ideen darstellende Verschwörung des Fiesco, in der sich der Dichter durch die Lebhaftigkeit seiner Empfindung zu einer noch unnatürlicheren Sprache hinreißen läßt, an Kabale und Liebe, ein Stück, welches eben wegen seiner Uebertreibungen von anerkannten Kritikern für eine Karikatur, und zwar für eine höchst widrige, erklärt worden ist. Dasselbe wie im Drama zeigt sich auch auf dem Gebiete der Lyrik. Diejenigen Gedichte, welche in die Zeit vor der Entwicklung Schillers durch ernstere wissenschaftliche Studien fallen, zeigen dieselbe Ueberschwenglichkeit des Gefühls und der Phantasie, dieselbe Ueberladenheit der Phraseologie, dieselbe Leidenschaftlichkeit und Unruhe eines noch nicht zur vollen Beherrschung des Stoffes gelangten Dichtergenies. In ihnen gibt sich, um mich der Worte Julian Schmidt's zu bedienen, (Schiller und seine Zeitgenossen, p. 46), „überall ein Jagen nach sinnlichen, fast durchweg häßlichen Bildern zu erkennen; ein wildes Durcheinandervogeln der Gedanken und Empfindungen, die nicht aus dem Herzen hervorquellen, sondern durch künstliches Feuer in Gährung gebracht sind; ein fiebrhafter Drang, gerade dasjenige auszumalen, was das Schönheitsgefühl dem Blick zu entziehen strebt. Noch auffallender aber ist die unvollkommene Herrschaft über den Ausdruck. Fast überall, wo der Dichter sich bemüht, den Gedanken sinnlich vor's Auge zu stellen, verfällt er in Schwulst: seine Sinnlichkeit wird durch Grübeleien, sein Gedanke durch medicinische Vorstellungen verwirrt.“

Es ließe sich mit leichter Mühe eine Auswahl der übertriebensten und schwülstigsten Ausdrücke zusammenstellen, die eines Lohenstein und Hoffmannswaldau nicht unwürdig sind. Statt vieler anderen führe ich nur eine Stelle aus der Leichenphantasie an:

Zitternd an der Krücke
Wer mit düstern, rückgesunknem Blicke,
Ausgegossen in ein heulend Ach,
Schwer geneckt vom eisernen Geschicke,
Schwankt dem stummgetragnen Sarge nach?
Kloß es „Vater“ von des Jünglings Lippe?
Nasse Schauer schauern fürchterlich
Durch sein gramgeschmolzenes Gerippe,
Seine Silberhaare bäumen sich.

Aber seitdem Schiller in die Welt des Hellenenthums eingedrungen, seitdem an die Stelle der oberflächlichen Bekanntheit mit den Alten eine gediegene, durch ernste Studien errungene Bildung getreten ist, seitdem er die ruhige Klarheit, besonnene Maßhaltung, edle Harmonie und ächt künstlerische Formvollendung der ewig muftergültigen griechischen Dichtwerke kennen gelernt und sich nach ihnen zu bilden angefangen, seitdem tritt Schiller heraus aus der Zeit des form- und ziellosen Strebens, heraus aus der Zeit der übersprudelnden und unklaren Jugend, und seine Werke erhalten von nun an eine wahrhaft klassische Vollendung. Allerdings trugen auch die ernstesten philosophischen und historischen Studien, denen er sich mit allem Eifer gewidmet hatte, zur Abklärung und Beruhigung des mit der Welt und sich selbst im Kampfe begriffenen Dichters bei und „engten seine bis dahin formlosen und unstäten Anschauungen in die festen Ufer strenger Begriffe“ (Wilmar p. 260), allerdings übte besonders auch der anregende und fördernde Verkehr mit Göthe einen höchst vortheilhaften Einfluß auf die Gestaltung der Schiller'schen Poesie, so daß aus diesen beiden Momenten schon die größere Reife sich erklärt, die die Gedichte der zweiten Periode vor denen der ersten auszeichnet; allein nicht minder einflußreich auf Schillers Entwicklung war der antike Geist der alten Dichtwerke, den er in sich aufgenommen, der Geist des Maßes, der Versöhnung, der naiven heiteren Schönheit, der ihn, wenn er auch nicht im Stande war, seine poetische Richtung ganz umzugestalten, doch immer mehr zur Klarheit über das Wesen der Kunst und zu immer größerer Formvollendung erhob. Ich habe Ihnen, verehrte Anwesende, schon vorhin eine Reihe lyrischer

Gedichte angeführt, die dafür zeugen. Namentlich gibt sich in dem schon erwähnten Gedichte „die Götter Griechenlands“ und noch deutlicher in den „Künstlern“ zu erkennen, wie mächtig ihn dieser Geist des Alterthums ergriffen hatte. In beiden Gedichten, sagt Gervinus mit Recht (Gesch. der deutschen Dichtung, V p. 141), schloß sich gleichsam die Blüthe dieses Geistes auf, wie sie denn in Form, Vers und Gedanken, das erste mühseliger, das andere schon ganz entschieden, eine Veränderung ankündigen; ich möchte sie im Kleinen Göthe's Iphigenie und Tasso ziemlich scharf vergleichen, weil sie die Metamorphose der Kunst durch die Antike in beiden und das Verhältniß der ungeänderten Dichter zur Welt sehr ähnlich aussprechen. Von den Dramen liegt Don Carlos noch auf der Grenze und trägt daher auch noch deutliche Spuren der verschiedenen Entwicklungsperioden; dann aber entstehen mit immer sich steigender Kraft und Meisterschaft des Dichters die Trilogie Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orléans, die Braut von Messina und Wilhelm Tell; in der Braut von Messina ist Schiller bekanntlich so weit gegangen, selbst die Chöre der alten griechischen Dramen wieder einführen zu wollen, ein deutlicher Beweis, wie tief er von dem Werthe dieser herrlichen Werke erfüllt war, und wenn auch der Versuch im Ganzen als ein mißlungener angesehen werden muß, so liegt doch die Schuld des Mißlingens weniger in der Sache, als in der damals noch mangelhaften Kenntniß der Tragödie überhaupt; jedenfalls aber hat gerade in diesem Stücke die Diktion Schillers ihren höchsten Glanz und ihre ganze Pracht erreicht, so daß es in dieser Beziehung als der Gipfelpunkt seiner Werke betrachtet werden muß.

Doch wozu dies Alles am heutigen Tage? Müßten nicht heute die Wände dieses Saales nur den Ruhm und nichts als den Ruhm des Dichters wiederhallen? Gewiß wünsche ich nicht, geehrte Zuhörer, einem Manne gegenüber, dessen Name verknüpft ist mit Allem, was die Menschheit Schönes und Gutes kennt, in der Ertheilung des ihm gebührenden Lobes farg und zurückhaltend zu erscheinen; aber ich wünsche auch, daß wir, daß namentlich die uns anvertraute Jugend nicht stehen bleibe bei dem bloßen Bewundern und Aaftaunen seiner Größe; ich wünsche auch, daß die Anerkennung seiner Verdienste wenigstens mit einigem Nutzen verbunden sei für die Studien, deren Pflege die Hauptaufgabe unserer Schule ist. Gewiß mit dem vollsten Rechte hallt heute das Lob des großen Dichters in allen Gauen unseres Vaterlandes wieder; gewiß fühlt jeder Deutsche, daß es eine Ehrenschild sei, seine unsterblichen Verdienste dankbar anzuerkennen und im vollsten Maße anzuerkennen; denn Schiller ehren, heißt sich selbst ehren, heißt sein Vaterland ehren, heißt die ganze Menschheit ehren.

Wie könnten wir ihn aber besser ehren, als wenn wir uns vornehmen, ihm nachzustreben in Allem, worin wir ihm nachstreben können, als wenn wir uns durch sein Beispiel sowohl überhaupt zum Eifer für alles Gute und Edle, als auch zu dem Entschlusse angetrieben fühlen, die Studien mit aller Liebe zu umfassen, denen obzuliegen unser Beruf ist und denen Schiller einen so großen Theil seines Ruhmes verdankt? Deshalb wende ich mich vor Allem an euch, geliebte Schüler, die ihr gerade in dem Studium des klassischen Alterthums den Grund zu eurer Bildung legen sollt; nehmt euch Schiller, der so recht ein Dichter der Jugend ist, zu eurem Vorbilde; ahmet ihm nach in dem festen edlen Muth, womit er für die theuersten Güter der Menschheit gestritten hat, ahmet ihm nach in der Ausdauer, womit er sein Streben nach Vervollkommnung der ihm von Gott verliehenen Fähigkeiten verfolgte; ahmet ihm besonders nach in dem glühenden Eifer, womit er, wenn auch erst spät, doch um so angelegentlicher das Studium der Alten betrieb. Möge die Erkenntniß, was der große Dichter durch sie geworden, die Ueberzeugung in euch befestigen, daß die klassischen Studien die beste Grundlage ächter geistiger Bildung stets gewesen sind und immer bleiben werden.

Ihnen aber, verehrte Anwesende, die Sie durch Ihre freundliche Theilnahme an dem Feste, welches die Schule den Manen des vor 100 Jahren gebornen, geliebtesten Dichters unserer Nation bereitet hat, Ihre Verehrung für Schiller bekunden, möchte ich zum Schlusse die Worte zuzufen, mit denen ein anderer Dichter dem deutschen Volke die rechte Art der Verehrung des gefeierten Mannes an's Herz legen will.

Willst zu Deines Sängers Preise,
Deutsches Volk! Du Kränze winden,
Mögest Du die rechte Weise
Dann mit edlem Sinn auch finden.

Nicht bei lautes Festes Glänzen
Kannst Du Großes würdig ehren,
Nicht mit eitlem Lobes Kränzen
Kannst des Sängers Preis Du mehren!

Drinn' im Herzen tief und innig
Reich ihm also Deine Krone,
Daß sein Wort, geweiht und sinnig,
In der stillen Brust Dir wohne.

Seine Seele, seine Lieder
Wahre sie in treuem Herzen!
Lasse Dir sie tönen wieder
Seine Wonnen, seine Schmerzen!

Hier im rechten Heiligthume
Ehrst Du ihn auf rechte Weise,
Hier nur wächst die ew'ge Blume
Zu des Dichters ew'gem Preise.

